

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Ist das nun wirklich Drawiec oder auch bloß fein gemaltes Bild? Wunderlich. Das Bild bewegt sich. Drawiec hat die Hand an die Stirn gelegt, wie vor der Sonne, blickt auf die Umgitterung herab, wo seine Bauern sitzen. Er blickt vor sich hinunter — auf die Richter . . . Greift in den Busen, zieht seine Maschine heraus, beugt sich über die Holzverkleidung, zielt niedrig vor sich und schießt; aber es ist still, man hört nichts.

Zuerst trifft er den, der gerade spricht — den Offizier, der seitlich von seinem Tischchen steht, dann den Dicken, der mitten an dem langen Tisch sitzt, dann . . .

Wojtek erwachte vor großer Freude. Er kam zu sich, setzte sich auf und sprach ein Gebet für die Seele des Genossen, der dicht neben ihm von einem Kosaken erschossen worden war: der Kosak hatte sich schießend hinter seinem getöteten Pferd gedeckt und ließ nicht an sich herankommen.

Ah, dies Schlafen . . . Mochten die Träume kommen wie sie wollten! Nur nicht nachdenken! Nur nicht sich quälen!

Und quälen mußte man sich, denn es tat einem das Weib leid, die Kinder, die Wirtschaft. Man quälte sich, denn das alles war zu seltsam für einen menschlichen Kopf. Leichter war es schon mit den Kameraden, als er die drei Monate mit ihnen zusammensaß. Noch einmal wird er sie sehen! Man wird sie wohl zusammen hinausführen! So wird's besser sein!

Am meisten aber nagte es an ihm, daß er nur so kurze Zeit bei der Sache war, daß er so wenig vollbracht hatte. Hätte er bloß gewußt, daß es so bald ein Ende nehmen würde. Kein Wächter im ganzen Bezirk wäre am Leben geblieben.

Dagegen war es ihm ein Trost, daß er gekämpft, daß er nichts gefürchtet hat, daß er für alle sich zur Verteidigung gestellt, und daß er als Kampfgenosse gehängt werden wird, das heißt, so wie viele gute Kameraden, welchen die Zeitung der Partei Nachruf und Belobung in einem schwarzen Nähmüch widmete. Den Tod fürchtete er nicht, wie er überhaupt nichts fürchtete. Nur dies ungewohnte Nachdenken, das peinigte ihn.

Er schlief schon den vierten Tag fast bis zum Abend. Als er aus dem Schlaf aufwachte, war es bereits dunkel, denn der Soldat hatte das Lämpchen noch nicht gebracht. Es schien ihm, als sähe jemand auf dem Tischchen und rauche eine Zigarette. Die Zigarette glomm im Dunkeln und beleuchtete einen kleinen Teil eines fremden Gesichts. Wie im Traum.

Kielza betastete sich und überzeugte sich, daß er nicht mehr schlief.

„Wer ist denn hier?“ fragte er, noch unsicher, ob er überhaupt eine Antwort bekommen würde.

„Ich bin's!“

„Wer denn?“

„Man hat mich hier zu Euch hineingelassen bis morgen. Es ist kein Platz, es sind wieder Neue gebracht worden.“

„Und was geschieht morgen?“ fragte Kielza, und es lief ihm kalt über die Haut. Denn wenn es schon schlimm war, allein zu sein, so war es doch noch viel schrecklicher zusammen mit einem, der morgen hingerichtet werden sollte.

„Morgen werde ich entlassen?“

„Ah, da sieh!“

Kielza war tief erfreut.

„Und von welcher Partei seid Ihr?“ fragte er. „Oder hat man Euch zu Unrecht verhaftet?“

Statt zu antworten, fing der Unbekannte zu pfeifen an. Als Licht gebracht wurde, erblickte Kielza einen jungen Burtschen von etwa neunzehn Jahren, in zerlumpten Kleidern. Das Haar fiel ihm lang herab, und die Augen waren groß, hell, glühend und blickten gerade aus und unschuldig wie bei einem großen Kind. Kielza hatte noch bei keinem Menschen solche Augen gesehen.

„Seid Ihr aus der Stadt oder vom Dorf?“

„Ich bin aus der Welt. Ich bin dort und da.“

„Sie scheinen Euch nicht schlecht zugehört zu haben, die Schufte. Ihr habt wenig Fleisch an Euch! Wollt Ihr essen?“

„Ich habe hier Wurst und Käse. — Wenn man Tee bringt, eßt doch etwas!“

„Gut. Ich werde essen. Danke!“

„Wo habt Ihr gegessen? Denn solange ich zusammen war mit meinen Kameraden, kochte wir nach allen Seiten. Ich kenne fast alle von den Aelteren.“

„Ich habe da oben über der Weichsel gegessen.“

„Mit wem?“

„Sie sind nicht mehr. Wir saßen zu dritt. Heute nacht haben sie zwei geholt und gehenkt. Das waren meine Kameraden.“

Kielza seufzte.

„Dann sind sie offenbar von unserer Partei. Denn andere werden nicht hingerichtet. Wir gehören also zueinander.“

„Scheint nicht.“

„Ich bin von der Kampfgruppe der polnischen Partei. Am Dienstag wurde ich verurteilt.“

„So wird man Euch also morgen in der Nacht hängen, oder übermorgen.“

„Ja, so denke ich auch,“ antwortete Kielza betroffen, daß der Burtsche sich nicht einmal wunderte und vom Tode eines anderen wie von der alltäglichsten Sache sprach. Und er dachte bei sich: sicher ein Bandit! Freilich etwas wunderbarlich für einen Banditen. Und auch seine Aussprache ist so eigentümlich.

„Seid Ihr ein Pole?“ fragte er. „Ihr sprecht etwas fremdartig.“

„Weder ein Pole noch sonst was. Ich bin ein Mensch und wurde in Warschau geboren. Dann war ich einige Jahre in Amerika und in anderen Ländern, wo man andere Sprachen spricht.“

„So, so . . . Aber in Amerika geht's den Unrigen gut?“

„Je nachdem. Es ist das gleiche Unrecht auf der ganzen Welt.“

„Amerika, das ist ein reiches, freies Land! Jeder tut, was er will.“

„Ja, jeder, der reich ist. Genau wie bei uns. . .“

„Das ist Gerede. Dort gibt es keine zarische Regierung, sondern die Republik. . .“

„Dort regiert das Geld.“

„Das Geld ist überall oben auf, aber dafür gibt es Gerechtigkeit, Schulen, ordentliche Gerichte, allgemeines Stimmrecht, viel freien Boden. . .“

„Dort kauft man und verkauft sich. Der Wähler und der Deputierte und der Präsident und die Führer der Sozialisten. . .“

„Das ist Verleumdung! Einen sozialistischen Abgeordneten hat noch niemand bestochen! So dumm bin ich doch nicht, obwohl ich nicht über der Grenze war. Ihr redet Unfuss. Wenn Ihr die Sozialisten kennen würdet, dann würdet Ihr wissen. . .“

„Was wißt Ihr, was ich kenne?“

„Mir scheint, nicht viel; denn wer auf die Sozialisten schimpft, ist entweder unwissend, oder er hält es mit den Bourgeois und mit den Adelligen!“

„Ihr sprecht so, wie man's Euch gelehrt hat. Es gibt noch bessere Leute als die Sozialisten. Solche, die in Wahrheit das Gute für das arbeitende Volk wollen, und die wirklich die ganze Welt umgestalten werden.“

„So, so. . . Ihr scheint ja sehr klug zu sein! Nun, sagt mir doch, wer ist denn das, damit ich Dummer was lerne!“

„Ich will mich nicht anstrengen. Was soll es auch nützen, Euch zu belehren, wenn Ihr morgen nicht mehr seid?“

„Ja, das stimmt. Was soll es mir!“

Kielza streckte sich wieder aufs Bett, drehte sich zur Wand um und schlief ein.

Der Zellengenosse weckte ihn.

„Steht auf, wir wollen essen!“

„Ich habe keine Lust. Eßt selbst und laßt's Euch gut bekommen! Was soll mir das Essen? — Ich bin schon eine Leiche!“

„Komischer Mensch! Morgen oder vielleicht erst übermorgen soll er gehenkt werden und will jetzt nicht mehr essen! Schämt Euch!“

Darauf erhob sich Kielsa vom Bett. Aber er war böse. Was zum Teufel ging das jemand an?

Sie aßen reichlich, denn die Bäuerin hatte ins Gericht sechs Würste und zwei große getrocknete Käse gebracht. Der Bursche aß, als hätte er seit einem Jahr gehungert. Kielsa freute sich darüber und gönnte ihm das Essen.

„Wo sind Eure Sachen? Hat man sie nicht hierhergebracht?“

„Ich habe keine Sachen. Ich bin weder ein Bourgeois noch ein Sozialist, um Koffer mit mir zu führen.“

„Aber wer seid Ihr denn?“

„Ich? Ich bin ein Mensch, das habe ich Euch schon gesagt.“

„Das ist ein jeder.“

„Ich wo!“

„Wofür sitzt Ihr? Warum hat man Eure Kameraden gehenkt?“

„Dafür, weil wir die Wahrheit wollten. Das ist die Hauptsache. Meine Freunde kamen an den Galgen, weil sie einen jüdischen Kaufmann auf der Chaussee erschlagen und beraubt, weil sie zwei Offiziere getötet und weil sie Krongeld geraubt hatten. Das ist alles, was herausgekommen ist. Wir aber konnte man nicht nachweisen, und die Kameraden erklärten, mich nicht zu kennen. Ein bißchen habe ich auch den Berrückten gespielt.“

„Also schlägt Eure Partei auch Offiziere tot?“

„Wir sind bei keiner Partei gewesen. Wir schlugen absichtlich niemand tot. Nur wenn uns jemand stört.“

„Wieso stört?“

„Wenn er uns stört zu leben. Jeder hat das Recht zu leben. Irgendein hungriger Mensch zum Beispiel kommt in einen Laden, sagt Guten Tag und nimmt sich meinetwegen ein Stück Wurst. Der Metzger sagt: bezahlt! und ich antworte: nein. Ich bin hungrig, darum nehme ich. Wir geraten aneinander, es entsteht Geschrei, die Polizei kommt und wir werden aufs Revier gebracht. Das ist ganz einfach. Wenn alle so handelten, dann würde die Welt sehr bald besser werden.“

„Meinetwegen, wenn einer hungrig ist! Aber wie war's mit jenem Kaufmann?“

„Der Kaufmann hatte viel Geld bei sich. Wir wußten das schon vorher. Wir hatten beschlossen, zu dritt für dieses Geld ein Jahr ruhig zu leben. Denn wir waren schon zu sehr herunter.“

(Fortsetzung folgt.)

Löffelmann.

Von Friedrich von Sager.

Die Winterdämmerung umzieht das Feld mit harten, klaren Konten. Oben ist's dunkelblutrot, unten schwarz mit hellen Sprißern darin. Wie arme Gespenster stehen die nackten Feldulmen die Straße lang. Weit hinter den Aedern liegt breit und finster ein ungeheurer Leib: das ist der Wald. Ueber ihm wird's immer röter. Parisaferige Birkenwipfel, krause Eichenkrone zeichnen sich scharf vor die Blut hin. Irgendwo in unbestimmter Ferne geht blinzelnd ein Fensterlicht auf; drüben rollt ein schwerer Donner vorbei, das ist der Frühzug aus der Stadt; hohl ruft die Dampfpeise der Spiritusbrennerei.

Die Nebelhäue locken; da, dort, jenseits, überall im Zwieschein. Die Walddohreule schwannt niedrig über die Stoppeln, klatscht mit falkenweichen Schwingen, fliegt zu Holze und flagt. Die Hasen laufen eilig über die harten Aeder, jeder sucht seine Cassie, je nach Bedanken, im Walde oder im Sturz. Löffelmann entscheidet sich für die blanke Erde. Es ist steife Kälte im Lande, der Wind ging ganz spitz und dünn durch die lange Nacht. Vor zwei Tagen gab es Lauwärme, da fiel im Walde aller Schnee von den Ästen, und als dann der Wind umschlug, erstarrte er zu klirrendem Harsch. Das gibt keine behagliche Cassie, höchstens in der engen Schonung, und dort ist man nie vor den Füchsen sicher. Hellhörig ist's freilich im Holze. Immerhin, Sturz ist besser, da wird sich später die Sonne hineinbreiten. Und fest aufliegen mag Löffelmann heute ohnedies auch nicht. Wahrscheinlich schlägt der Wind wieder um. Er ist müde geworden und fällt ab. Dann steht die Kälte ganz schwer und dick über dem harten Boden.

Löffelmann hoppelt am Rain hinunter, bis zur Ede des Sturzes. Dort schlägt er einen Galen und läuft auf der Breitkante quer, bis er die dritte Hauptfurche findet; in der kennt er zurück. Der Bussard, der sich eben in die Feldulme geschwungen, sieht ihm hungrig zu. Plötzlich tut Löffelmann einen riesigen Satz und taucht in den weißgesprenkelten Schollen unter. Enttäuscht streicht der Bussard in den goldenen Morgen hinaus.

Zehn Sprünge vor Löffelmann sitzt ein anderer Gase im feuchten Sturz. Sie kennen einander. Jener ist Vodel, der sonst mann rüdt ~~immer~~ zusammen und drückt die Ohren fest auf die Schultern. Ein Hühnerwolf schnurrt über ihn hinweg, Schatten von Krähen streichen vor ihm über die Schollen. Das kümmert ihn nicht. Er beginnt zu döfen. Nur einmal ist ihm, als hörte er aus der Ferne viele hundert Tritte auf dem klingendharten Boden. Er hebt sich viertelhoch aus der Cassie und späht über den Rand hinweg. Vodel vorne tut das gleiche. Es ist nichts. Irgendwo drüben regen sich schwarze Punkte, mäulen sich, teilen sich. Vodel ist ein Dummkopf, wegen den paar Leuten dort muß man nicht davonlaufen. Wo käme man da hin, da dürfte man gleich den ganzen Tag lang auf den Läufen sein. Wahrscheinlich Bauern, die eine Rübenmiete aufbrechen oder dergleichen. Er drückt sich wieder fest.

Aber es läßt ihm doch keine rechte Ruhe. Wahrhaftig, nun auch dieser verdächtige Lärm, als ob trodene Nester brächen. Das hing allemal mit Menschen zusammen, mit bösen Menschen, die leise und langsam gehen und funkelnde Stöcke tragen. Und scheckige Hunde haben sie auch meist bei sich. Sie sind zwar nicht schlimm, diese Hunde, lange nicht so arg, wie die beiden bunten Käter von Westermanns Hof, die einem gleich stundenlang auf die Heffen klaffen. Aber unheimlich sind auch sie, sie haben so eine Art sich hinzustellen und einen Ewigkeiten lang unverwandt anzustarren.

Wieder schiebt Löffelmann den Kopf über den Rand. Wahrhaftig, jetzt sind sie bedeutend näher, sie marschieren geordnet einher, geradeswegs auf den Sturz los. Und wieder und wieder dies abscheuliche Klappen und Knaden, es fällt immer dichter, auf allen Seiten. Löffelmann wird nervös. Holla, da stößt ja Ramskopf dicht auf ihn, den hat er bisher gar nicht bemerkt. Ramskopf macht einen Kege! Löffelmann tut es ihm nach. Das ganze Feld voll laufender Hasen! Dort sitzen Weißblume, Federlein und Krummhans beisammen, da reitet Kohlmann wie besessen über die Breiten, hier kommt der geschneite Jörn Mummel angebodelt...

„Rette dich, wer kann!“

„Diese Gemeinheit!“

„Nachts gefrorenen Kofl, daß es einem die Eingeweide aufbeißt, und Tags keine Ruhe und Wei dazu...“

Bohnebeißer windet heran, der linke Hinterlauf schlenkert ihm nach, der blutige Knochenstumpf kratzt die Erde.

„Mit mir ist's aus, Kameraden...“

Plötzlich ist Rübenschnneider da. Der hat einen ganz gebogenen Bude! mit jedem Sprünge rüdt er zusammen, wird immer langsamer. Dann hebt er sich matt, steht einen Augenblick auf hohen Läufen, taumelt, kippt... Etwas Weißes wirft sich zwischen den groben Schollen hin und her, bleibt still, es ist vorbei.

Löffelmann, Ramskopf und Mummel fahren entseht durcheinander. Aber sie kommen nicht weit. Wieder kegen sie selbdrift, denn sie wissen nicht woaus. Ueberall Blicke und Schläge und dieses unheimlich feierliche Heranrücken des Menschenschwarmes. Bohnebeißer kann nicht mehr mit. Er liegt matt in der Furche, rauchend fast vor Angst und Weh.

„Laßt mich nur. Es geht nicht. Grüßt mir...“

Rehr hören sie nicht. Es treibt sie weiter, hierhin, dorthin. Ein paar Hertzschläge drücken sie sich zusammen in die Schollen, aber mit einem Male rollt einer mitten unter sie hinein und bleibt liegen. So schnell stieben sie davon, daß sie ihn gar nicht erkannten.

Jetzt sind es ihrer sechs: Schnurrhaar, Kohlmann und Rammling sind dazu gekommen.

„Da seh einer die blöden Sackhasen an. Weiben liegen bis die Menschen vorbei sind und laufen hinter ihren Galen davon. Da geraten sie alle unter Feuer.“

„Aber wie besser machen?“

„Wir sind umzingelt.“

„Es ist aus.“

Nun bleiben drei Duzend der schwarzen Männer draußen stehen; sechs Duzend aber rücken mit gräßlichem Gebrüll gegen die Mitte vor.

„Wir nach!“ gebt Jörn Mummel, denn er ist der älteste. Und so treten die Sechse den Todeslauf an. Löffelmann geht als vorletzter, Rammling macht den Beschluß.

Jörn Mummel nimmt genaue Richtung auf einen der Männer, so gerade als wollte er ihn umrennen. Aber es geschieht nichts. Schon ist Jörn dicht an den Stiefeln des Menschen vorbei und zehn Sprünge weit draußen, da blizt es und schlägt ein, es klirrt und singt über den glasharten Boden, Jörn Mummel fliegt in die Luft, den Kopf nach unten, springt und schnell. Gleich darauf prasselt der Feuerhagel gegen Kohlmann; den wirft es auf den Rücken und schleift ihn über die scharfe Krume, daß die Wolle stiebt. Von der anderen Seite zuckt es rot. Löffelmann fühlt, wie etwas unter seinen Läufen sprißt.

Dann sind alle draußen und laufen wie toll ins blanke Feld hinein. Erst hundert lange Sätze weit weg machen sie Kege! Dort stehen die Menschen noch immer in Kreisreihe und in der Mitte zuhauf. Schnurrhaar verspürt plötzlich Brennen im Eingeweide und es wird ihm schwach. Löffelmann, Rammling und Ramskopf segeln davon. Schnurrhaar möchte nach, denn ein großer, braungeprenkelter Hund leucht ar* ihn los. Mit verzweifelter Kraft spannt er die Sehnen seine Läufe, aber schon vernimmt er das

Blutheheln des Hundes dicht hinter sich. Der erste Haken, den er schlägt, gibt ihm zwar Vorsprung, allein schon den zweiten macht der Hund mit, wenn er auch um wenig hinaus schießt. Der dritte einmal am Hunde vorbei zurück — dann pressen ihm furchtbare Riefer Leben und Qual und letzte Klage aus den Rippen. . . .

Am Abende des Schredentages rückt Löffelmann aber doch wieder tapfer ins Feld. Allerdings auf der anderen Seite des Waldes, denn diese ist ihm nun gründlich verleidet. Er hat seine Zeit nicht einmal so übel verbracht. Nach atemloser Flucht fand sich ein trodenes Lager unter den tiefen Zweigen einer jungen Föhre, da verschloß er, müde von Aufregung und Anspannung, den Nachmittag. Und als er erwachte, war die Luft so lind wie im sonnigen März, und über den Lichtschlag trieben weiche, dunkle Wolken. Das kam Löffelmann eben recht, kein Mondschein und kein harter Wind, das liebte er. Denn mit tauender Erde verband er seit jeher lüsterne Vorstellungen.

Nun sieht er miträusch an der Waldkante. Die Nacht ist finster und feuchtwarm, hinter den Wolken geht rasch der Mond durch den Himmel. Wieder dröhnt jener ferne Eisen Donner vorbei, diesmal ist's der letzte Zug nach der Stadt; und in der Brennerlei pfeifen sie die Tagelöhner ab.

Blötzlich fährt Löffelmann wie besessen ins Feld hinaus. Er rennt eine weite Strecke, bevor er zum erstenmale aufsteht. Das ist so seine Art. Dann bodelt er gemach die Breiten lang und quer. Das Gelände ist ihm meist fremd, hier weiß er nicht um die offenen Rübenmieten und das übrige Rübenfrucht und die alten Kohlstrünke. Aber schließlich findet er, was ihm frommt, denn die Bauern von Westerholt sind nicht anders als die von Osterholt.

Es ging schon wieder ans Vordämmern und die Brennerlei heulte eben die Tagelöhner an, da entdeckte Löffelmann ein prächtiges Stück Rübenfeld. Hier gab es allerhand seine Wissen, zarte Kohlstrünke und sogar einige weggeworfene Mohrrüben, an denen er besonderen Gefallen fand. Aber wie er gerade im allerbesten Appetit war, fuhren urjäh Blich und Strach mitten aus der Erde und etwas Saufendes setzte ihm durch die Rückenwolle, daß sogar etliche Flocken abstoben. Wie vom Teufel geritten, rannte Löffelmann davon, daß die schwarzen Furchen nur unter ihm hinsflogen. Erst weit draußen, in der Mitte zwischen Wald und Dorf, machte er seinen Regel. Also auch dort Lude, auch dort Blei?

Er bodelte nach dem Holze zurück, und ihm zur Seite lodten die Rebhähne.

Als er aber über den letzten Grenzrain setzte, riß es ihn herum. Der laue Wind hatte ihn doch nicht getäuscht; hier roch es nach Verheißungen. Er nahm die Spur auf, und nicht lange mußte er laufen, so hatte er die Hüfen dicht vor der Nase. Es war Braunaug, die Hübscheste auf der Westerholter Seite. Sie riß vor Löffelmanns lüsternem Ungehum aus, er jagte hinterdrein, als ob es um die Seligkeit ginge und hefte sie bis tief in den helllichten Morgen. Daß ein anderer Werber ihm selbst auf den Helsen war, merkte er gar nicht, und hinter dem rannte sich wieder ein dritter den Atem aus dem Leibe. In ihrer Hitze achteten sie nicht einmal der Menschen, die schon längst um die Wege waren.

„Kied mal,“ sagte Steffen zu seinem Obertrecht, als sie ins Holz fuhren; „bloß soviel Hasen, und wie toll sie's treiben.“

„Tja,“ machte der andere und spie die Prime ins Feld. „Die tun, als hätt' es heute nacht Erntebier gegeben.“

Hinter einer Hecke machten sie halt, Braunaug zuerst, dann Löffelmann und die beiden anderen. Schon dachte Löffelmann sein Recht zu nehmen, da kamen jene dazwischen, und es war niemand anders als Kammling und Ramskopf, mit denen Löffelmann gestern Morgen um sein Leben gelaufen. Heute kannten sie sich nicht mehr; gemeinsame Feinde machen Freunde, gemeinsame Freunde machen Feinde. Löffelmann und Kammling gerieten aneinander, und wieder stob Wolke, diesmal aber von den Ohrfeigen, damit sie ihre Köpfe wie von Sinnen bearbeiteten. Und das hätte noch eine ganze Weile gewährt, doch da schoß Beltens Hund kläffend hinter der Hecke hervor und brachte sie auf den Schwung.

Beltens Hund war kein guter Jäger, darum fuhr Löffelmann nur erst über zehn Aderbreiten und dann segelte er. Weit drüben tat Kammling dasselbe, aber von Ramskopf und Braunaug war längst nichts mehr zu sehen.

Noch über das Feld zog Koll, der wissende Nabe.

„Prolet!“ schimpfte er auf Löffelmann herab; „Prolet, Prolet! Ganz recht haben die Menschen mit ihrem Blei, du verdienst es nicht anders — Prolet!“

Sophus Bonde.

Bevor wir uns mit den Werken dieses in der Tat „neuen“ Schriftstellers befassen, ist es angezeigt, einige Worte über ihn selbst voranzuschicken. „Sophus Bonde“ — ein Pseudonym — wurde, nach eigenem Geständnis, „irgendwo zwischen Altona und Slagen geboren.“ Was in der Dorfschule profitiert wurde, war nicht der Rede wert. Hernach kam der Knabe zu einem Tischler in die Lehre; dann machte er Schiffsjungendienste auf einem Flensburger Frachtsegler und kam so mit diesem rund um die Erde. Wieder in die Heimat zurückgekehrt, beendigt er seine Tischlerlehrezeit, arbeitet als Geselle, wird Stellner bei einem von Markt zu Markt

ziehenden Schankwirt, darauf Kommandeur bei einem Säbelschlucker und Zauberkünstler. Hernach geht er zur See nach Norwegen, durchwandert, teils als Fischer, teils als ein Kopenhagener, wird Kapd. erlösender Balabruder ganz Fünmarken Sillaborg. 1890 im Frühling durchstippelt er Jütland, Sleswiger-Holstein, Mecklenburg, Pommern. Seit 1891 ist er in Altona, wo heiratete, anjässig, und zwar hat er dort seit elf Jahren eine Meisterstelle in einer Möbelfabrik. Gewiß ein große Anforderung stellender Beruf. Aber Schriftsteller? Dichter? Nicht einmal, daß der schwer tagwerkende Arbeiter lange Jahre hindurch Gelegenheit gehabt hatte, einen Brief zu schreiben. Dann freilich als er Meister geworden, kam die Gewöhnung an Tinte und Feder ganz von selbst. Er war genötigt, die Lohnbücher zu führen, seine Ideen und Gedanken, natürlich nur in geschäftlicher Hinsicht, zu fixieren — und bei dieser Tätigkeit wuchs ihm allmählich die Lust, all das, was seine Seele tief ergriffen und bewegt hat, niederzuschreiben.

An Sophus Bonde zeigt sich wieder, daß weniger die Summe als die Stärke der Erlebnisse den Dichter macht. Bonde hat jedoch auch viel und mannigfache Dinge erfahren. Schon sein vor Jahresfrist erschienenen erstes Buch „Schimannsgarn“ erbrachte diesen Beweis. Das in der Seefahrersprache verstümmelte Wort heißt richtig „Schiffmannsgarn“, das sind Erzählungen der Seeleute, wenn sie bei ruhigem Meeresgang ein wenig rasten können und womit sie sich die Eintönigkeit des Daseins zwischen Luft und Wasser zu vertreiben suchen. Daß hierbei reichlich Schiffsleute geredet wird, wie etwa Rumröde ihr Jägerlatein leuchten lassen, das versteht sich am Rande. Die Phantasie, unterstützt durch schier unaussprechbaren Aberglauben, ist hier allweil besonders regsam, und die Lust an Uebertreibungen nicht minder. Von diesem Standpunkt sind die in Bondes Erstlingsbuch zusammengetragenen Erlebnisse, Schnurren und Geschichten aus dem Seemannsleben denn auch zunächst aufzufassen. Wohl hat der Autor auf seinen Weltreisen nichts Bemerkenswertes oder gar Abenteuerliches durchgemacht; kein Schiffbruch wurde erlitten; Bekanntschaften mit entenden Seeräubern oder Kannibalen gabs auch nicht. Aber — schreibt Sophus Bonde — die Mannschaft bestand aus meist älteren Leuten, Seebären, die alle Meere der Erde mehrere Male gekreuzt, und viel erlebt hatten. Ihre Erzählungen, die Gane, die sie während der Freiwachen spannen — keine Münchhausen — waren es, die die Reise interessant machten; sie gruben sich tief und unaussprechlich in mein Gedächtnis ein“. . . . Fast dreißig Jahre danach schreibt sie Bonde nieder. Nun fragt man nicht mehr, was Erdichtung oder tatsächliches Erleben, oder Vermischung von beiden sei. Wer so erzählen kann, ist ein echter Fabulierkünstler, dem die Götter neben der Gabe plastischer Schilderung eine Dosis gesunden Groteskhumors in die Wiege legten. „Schimannsgarn“ ist eins jener seltenen Bücher, die Köstlichkeiten bergen, worin sich derbrealistische Daseinskraft mit reichströmender Poesie die Wage halten.

Konzentrierte sich hier noch alles zu kleineren Einzelerlebnissegeschichten, die gewissermaßen lose auf einer Schnur aufgereiht erschienen, so nimmt Sophus Bonde bereits in seinem zweiten Buche „Im Schweine des Nordlichts“ (gleichfalls in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, erschienen) einen sicheren Anlauf zur Geschlossenheit des Romans. Oder sagen wir lieber: In eine Reihe kleiner und größerer, bald unbändig heiterer, bald tieftrauriger Geschichten bettete der Verfasser die Erzählung von der Liebe eines nach Lapland verschlagenen deutlichen Matrosen zu einem jungen schönen Lappenmädchen ein. Es kommt hierbei nicht darauf an, ob wir an die Möglichkeit dieser Schicksalsverteilung glauben können. Der Schwerpunkt des ganzen Buches beruht doch auf der poetischen Wahrhaftigkeit, mit der hier alles gegeben wird. Die intime Vertrautheit Bondes mit dem Wesen jenes polaren Volkes, mit seinen Anschauungen, Sitten, Gebräuchen, Sagen, sowie mit der geheimnisvollen Naturherrlichkeit nordpolarer Gegenden bezwingt jeden Zweifel, den man zuweilen etwa an die Echtheit der beinahe zivilisierten Sprechweise einzelner Vertreter der Lappen setzen möchte. Das sind schließlich Belanglosigkeiten, die von dem großzügigen Darstellungstalent Bondes vollkommen übergipfelt werden. Pinguin sei auf die drastischen Erzählungen von Wärenjägern, Rentier- und Ziegenhirten, auf die uralten Schwänke von Jöns Lorkalb, auf die poetischen Prachtstücke von Enwind, dem Spielmann, von dem unheimlich grandiosen Alkater-Steinbild in Schnee und Nordlichtschein usw. Das sind Szenerien, die sich unvergeßlich eingraben, nicht zuletzt auch wegen ihres ethnologischen und folkloristischen Wertgehalts. e. k.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Aus der Geschichte der Zentralheizungen. Man ist vielfach der Ansicht, daß die Zentralheizungsanlagen zu den Errungenschaften des modernen Komforts gehören und daß es sich hier um eine verhältnismäßig junge technische Einrichtung handelt. Und doch können diese Anlagen auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken. Schon vor mehr als 100 Jahren hatte, wie Wetter in seinem Aufsatz zur Geschichte der Zentralheizungen berichtet (Beiträge

zur Geschichte der Technik und Industrie), ein Berliner Hotel, der Gasthof zur „Sonne“ (Hotel de Russie), das am Schinkelplatz stand und einem Bankegebäude weichen mußte, eine vollständige Dampfzentralheizungsanlage aufzuweisen.

Die ältesten Dampfheizungsanlagen sind im Mittelalter und in der Renaissance oft unter dem Fußboden in die Wände fortgesetzt. Durch diese Hohlräume ließ man dann die Feuergase eines im Hofe angeordneten Ofens, der mit Holzstößen geheizt wurde, streichen. In Italien selbst wurden diese Anlagen nur zum Heizen der Baderäume verwendet. Aber in den römischen Kolonien in kälteren Ländern, z. B. in Deutschland, wurden diese Zentralheizungen vielfach zum Heizen von Wohnhäusern usw. verwendet. Auf den Anlagen der Saalburg fand man eine ganze Reihe solcher Villen-Zentralheizungen, bei denen die Feuerung in die Küche gelegt war, ein Gedanke, der im 19. Jahrhundert wieder für bürgerliche Wohnungen bei der Etagenheizung aufgegriffen wurde.

Ähnlich wie Hypokausten sind die Kanalheizungen, bei denen die äußeren Wände eines unter dem zu heizenden Räume geführten Rauchkanals Wärme abgeben. Auch von diesen Heizungsanlagen findet man in den römischen Kolonien Reste. Das im Jahre 1000 erbaute Kaiserhaus in Goslar hatte eine solche Anlage, und noch 800 Jahre später scheinen sie in Deutschland in Verwendung gewesen zu sein.

Auch die Entwicklung der Zentralheizungen hatte in erster Linie merkwürdigerweise nicht das Bedürfnis, Wohnräume zu heizen, sondern der Bau von Gewächshäusern und Treibhäusern den größten Einfluß; fast alle Zentralheizungsanlagen der späteren Zeit wurden unter diesem Gesichtspunkt entworfen. Andere vollkommen verlassene Zentralheizungen sind die Steinofen- und die Rauchrohrheizung. Die Steinofenheizung, bei der eine Menge loser Steine vom Feuer die Wärme aufnehmen und an die in den zu heizenden Raum geführte Heißluft abgeben soll, dürfte von Deutsch-Ordensrittern aus Palästina mitgebracht sein und ist vielfach in Klöstern verwendet worden. Aus dem 14. und 15. Jahrhundert finden wir zahlreiche solcher Anlagen in Klöstern, wenn auch ein Probst im 15. Jahrhundert im Nonnenkloster die Heizung verbot und den Nonnen den Rat gab, ins Bett zu gehen, wenn es ihnen zu kalt wäre.

Von den neueren Heizungen tritt zuerst die Luftheizung auf, bei der die Räume durch direkte Einführung erwärmter Luft geheizt werden. Die kalte Luft wird entweder ins Freie geführt (Früschluft-Heizung) oder durch einen Kanal der Heizlampe zur Wiedererwärmung zugeführt. Die älteste Anlage dieser Art findet sich im ehemaligen Ordenschloß Marburg und im Arbeitszimmer Friedrichs II. im Stadtschloß zu Potsdam. Für einen Ofen war nämlich in diesem Zimmer kein Platz vorhanden wegen der vielen Spiegel, durch die Friedrich jeden Eintretenden „dem Aeußeren nach im voraus ganz durchschauen und nach seiner scharfen Beurteilungskraft das Innere von ihm erblicken wollte“. Die Luftheizungen gewannen in der Folgezeit eine große Bedeutung und erreichten zwischen 1850 und 1870 ihre Blütezeit. Deutsche Fabriken erzielten darin schon in den sechziger Jahren einen Umsatz in der ganzen Welt.

Die für die heutigen Zentralheizungsanlagen maßgebenden Dampfheizungen sind eine englische Erfindung des 18. Jahrhunderts, die in der Hauptsache für Gewächshäuser Verwendung fand. In Deutschland baute der Baumeister Catel in der Orangerie in Pantow-Schönhausen eine solche Anlage im Anfange des 19. Jahrhunderts, für die sich auch Goethe in seiner Eigenschaft als Arbeitsminister interessierte. Zu der Dampfheizung gehört auch die zuletzt erfundene Niederdruckdampfheizung, die wohl heute die meiste Anwendung findet. Außer den Dampfheizungen werden noch Wasserheizungen verwendet, von denen die Warmwasserheizung im Jahre 1777 der französischen Akademie von Vornemain vorgeschrieben wurde. Diese Heizung sollte zur Erwärmung von Brutbänken für Hühnerzucht, Hühnermanufakturen genannt. Bei der Warmwasserheizung wird in einem im Heizraum stehenden Kessel Wasser erwärmt, das die in den zu heizenden Räumen aufgestellten Heizkörper durchströmt. Zum Schluß mag noch erwähnt werden, daß in Deutschland allein für 80—90 Millionen Mark Zentralheizungen jährlich erzeugt werden, während der Wert der Weltproduktion 300 Millionen betragen dürfte.

Astronomisches.

Wahrer und mittlerer Sonnentag. Das Abnehmen der Tage merkt man, worauf Professor G. Herff in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ hinweist, im Herbst am stärksten nachmittags und ihr Zunehmen im Februar ebenfalls am stärksten am Nachmittag. November und Dezember ist es 3 Uhr nachmittags dunkler als im Januar und Februar, während in den letzten beiden Monaten morgens lange Dunkelheit herrscht. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ist folgende. Die Zeit, die von dem Durchgange eines Fixsterns durch den Meridian eines Ortes bis zum nächsten Durchgange desselben Sterns vergeht, nennt man einen Stern-tag. In dieser Zeit hat sich die Erde einmal um ihre Achse gedreht. Eine Uhr, die diese Zeit angibt, heißt eine Sternzeituhr, deren sich die Astronomen bedienen. Mit der Sternzeit stimmt die Sonnenzeit nicht überein. Die Erde dreht sich nämlich nicht nur von Westen nach Osten um ihre

Achse, sondern auch in derselben Richtung um die Sonne, und so ist die Zeit zwischen einem Durchgange der Sonne durch den Meridian eines Ortes und dem nächstfolgenden Durchgange, das heißt ein wahrer Sonnentag, etwas länger als ein Stern-tag. Die Sonne hat eine Umdrehung um die Sonne in einer längeren Umdrehung eingeholt werden muß, damit sie wieder in den Meridian gelange. Die Sonnentage sind nun nicht einander gleich wie die Stern-tage, denn die Erde bewegt sich nicht gleichmäßig in ihrer elliptischen Bahn um die Sonne. Sie bewegt sich in der Sonnennähe schneller als in der Sonnenferne, und außerdem hat die Ellipse eine schiefe Lage gegen den Äquator. Beide Umstände bewirken die Ungleichheit der Sonnentage. Ganz regelmäßig gehende Uhren stimmen daher mit dem Sonnenlaufe nicht überein, und sie müssen jeden Mittag anders gestellt werden. Um dem auszuweichen, denkt man sich eine mittlere Sonne, die in der Ebene des Äquators in gleicher Zeit mit der wahren Sonne, also in einem Jahre, die Erde gleichförmig umkreist, und nennt die nach dem Durchgange dieser imaginären Sonne durch den Ostmeridian bestimmte Zeit, die mittlere Zeit.

Unsere Uhren werden mit der durch die mitteleuropäische Zeit bedingten, für jeden Ort konstanten Differenz nach mittlerer, nicht nach wahrer Zeit gestellt. Die mittlere Sonnenzeit kann also mit der wahren Zeit nicht übereinstimmen. Der mittlere Sonnentag ist bald länger, bald kürzer als der wahre Sonnentag. Dieser Unterschied heißt die Zeitgleichung; diese wird für alle Tage des Jahres genau berechnet. Viermal fällt der mittlere Mittag mit dem wahren zusammen, den 14. April, 14. Juni, 31. August und 23. Dezember. An diesen Tagen ist die Zeitgleichung Null. Die größten Unterschiede finden am 2. November und 11. Februar statt. Am 2. November tritt der mittlere Mittag 16 Minuten 16 Sekunden später, am 1. Februar 14 Minuten 34 Sekunden früher ein als der wahre Mittag. Im Herbst scheint daher der Vormittag länger zu sein als der Nachmittag, die Abnahme der Tage ist am Nachmittag merklicher als am Vormittag. Im Februar findet das Umgekehrte statt. Man merkt alsdann das Längerwerden der Tage mehr des Abends als des Morgens. Sowohl das Kürzer- als auch das Längerwerden der Tage beobachtet man also am stärksten am Nachmittage.

In Berlin geschah die öffentliche Einführung der mittleren Zeit im Jahre 1810. In Frankreich gingen bis zur Zeit der zweiten Revolution die Uhren nach wahrer Zeit, obgleich schon zwanzig Jahre früher der Astronom Lalande die Einführung der mittleren Zeit bei den öffentlichen Uhren vorgeschlagen hatte. Bis dahin mußte man täglich oder wenigstens wöchentlich den Gang aller Uhren ändern. Als der Seinepräfekt von Chabrol die erwähnte Aenderung bei den Uhren einführen wollte, fürchtete er, die Neuerung würde einen Aufstand der Arbeiterbevölkerung erregen und die Arbeiter möchten sich weigern, einen Mittag gelten zu lassen, der nicht mit der Mitte des Tages zusammenfiel, der also die Zeit zwischen Aufgang und Untergang der Sonne in zwei ungleiche Teile teilt. Er verlangte daher zu seiner Sicherstellung ein Gutachten von Seiten des Längenbureaus. Allein diese schlimmen Befürchtungen verwirklichten sich nicht, die Neuerung ging ungemerkt vorüber.

Technisches.

Die Energie einer Tonne Kohle. Daß der Mensch die Kohlenvorräte der Erde in ungeheuerlichem Grade verschwendet, wird allseitig zugegeben. Noch kann von einer unmittelbar drohenden Erschöpfung dieser Schätze nicht gesprochen werden, aber es ist doch schon zeitgemäß, an die Zukunft zu denken und einer Fortsetzung dieser Verschwendung von Wert, die unersetzlich sind, vorzubeugen. Daher hat sich ja auch einer der größten Forscher der Gegenwart, William Rankine, dafür eingesetzt, ein völlig neues Verfahren zur unmittelbaren Ausnutzung der Steinkohlenlager zu ermöglichen. Es besteht nämlich ein zu gewaltiger Unterschied zwischen der Auswirkung der Kohle, wenn sie in einem Kessel verbrannt wird, und der Energie, die aus ihrer Destillation bezogen werden kann. Bei dem Betrieb einer Dampfmaschine werden 0,7 Kilogramm Kohle zur Erzeugung einer Pferdestärke verbraucht. Eine Tonne Kohle liefert demnach 1428 Pferdestärken. Die „Revue Electricque“ rechnet nun nach, wie groß die Arbeitskraft ist, die durch Destillation der Kohle gewonnen werden kann. Eine Tonne der schwarzen Diamanten ergibt danach zunächst 400 Kubikmeter Gas, die in einem Gasmotor etwa 800 Pferdestärken erzielen können. Dazu kommen zweitens 55 Kilogramm Teer, aus dem sich 17 Kilogramm eines schweren Oels mit einer mittleren Dichte von 1,10 und einem Wärmerwert von 9500 Wärmeinheiten in jedem Kilogramm herstellen lassen. Durch Verbrennung in einem Dieselmotor sind dadurch weitere 85 Pferdestärken zu erzeugen. Drittens bleiben 700 Kilogr. Koks, aus denen aber noch eine Menge von armem Gas gezogen werden kann, die wieder in einem Gasmotor Verwendung finden können. Wird eine Pferdestärke auf 0,6 Kilogramm Koks gerechnet, so ergibt sich noch eine weitere Arbeitsleistung von 1166 Pferdestärken. Wenn diese drei Gruppen zusammengezählt werden, so erhält man eine Summe von 2061 Pferdestärken als Ergebnis der Destillation oder um 43 Proz. mehr als bei der Verbrennung im Dampfessel. Daß die Ausnutzung der Kohle in Zukunft diese Richtung einschlagen wird, kann nach dem Erfolg der Gasmotoren schon jetzt nicht länger bezweifelt werden.